



Der Freimüthige

Dienstag,

oder

den 10. Juny.

Berlinisches Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser.

Ueber das Tugend-Princip der Selbstliebe.

Alle diejenigen, welche die Tugend bloß auf die Motive der Selbstliebe oder der äußern Glückseligkeit gegründet wissen wollten, waren entweder von einseitigen Ansichten von der menschlichen Natur, ihren höhern Kräften und ihrer Bestimmung angezogen, und verkannten also das Wesen der Menschheit, oder sie betrachteten die Tugend bloß aus einem politischen, nicht aus einem reinethischen Gesichtspunkte, und verkannten in diesem Falle das Wesen der Tugend selbst. Nicht weniger verkannten die Theologen fast aller Jahrhunderte das Innere der Menschheit und das Wesen der Tugend, welche erstere durch geoffenbarte Religion allein zu dieser führen wollten.

Alle Tugend, die bloß auf dem Princip der Selbstliebe beruht oder durch die von irgend einer Religion angekündigten Belohnungen und Strafen dem Menschen abgeübthigt wird, ist Scheintugend, ein nichtswürdiger Lohndienst, ein politischer Verkehr und Tauschhandel.

Wahre Tugend gründet sich weder auf die Selbstliebe, noch auf Hoffnung oder Furcht. Sie ist lediglich das Werk der freien Selbstthätigkeit nach Anleitung der Vernunft oder des Sittenge-

seses, und beruht auf unmittelbarer Selbstkraft, auf angeborener oder erworbener Willensstärke.

Die Selbstliebe giebt selbst in politischer Hinsicht kein hinreichendes Motiv der Tugend ab. Denn so wie die Menschen jetzt sind und immer seyn werden, wird die Selbstliebe nur selten ihre Rechnung dabei finden, mit der Tugend in Bund zu treten, und sie als Mittel zur eignen Glückseligkeit zu gebrauchen. Der Tugend aus Selbstliebe zu huldigen, setzt voraus, daß man weise genug sey, sich wahrhaft selbst zu lieben. Sollte also die Selbstliebe allgemeines Hauptprincip der Tugend werden, so müßte es keine Unverständigen, keine Hören und Unbesonnenen mehr in der Welt geben. So lange aber die Mehrzahl der Menschen zu thöricht und verblendet ist, um ihr wahres Interesse zu erkennen, und es aus wahrer Selbstliebe durch die Tugend zu befördern, so lange werden die Einzelnen, welche aus Klugheit die Tugend als Mittel zu eignen Vorteilen brauchen, sich in ihrer Rechnung getäuscht finden, und schließlich aus dem nämlichen Princip der Selbstliebe die Tugend verlassen oder nur in den Fällen beibehalten, wo sich ihre Pläne mit Sicherheit voraus berechnen lassen.

Es giebt kein unzulänglicheres Tugend-Motiv, als das der Selbstliebe. Ein Beispiel, das

an viele andere erinnert, mag diese Behauptung rechtfertigen.

Wahrhaftigkeit ist die erste, und die Basis fast aller Tugenden. Jenes System der Selbstliebe besieht also: „Sei wahrhaftig und verabscheue die Lüge, wenn Du Dich selbst lieb hast.“ Man setz einen Menschen, der gewohnt ist, die Tugend nur aus Selbstliebe zu üben, in die Lage, wo, wenn er in einem gewissen Falle die Wahrheit sagt oder bezeugt, er um Amt und Brodt, ja vielleicht ums Leben kömmt, folglich sich und seine Familie offenbar unglücklich macht; wenn er aber die Wahrheit verdröht, oder einen falschen Eid ablegt, nicht nur in Amt und Brodt bleibt, sondern auch noch obendrein auf glänzende Aussichten, auf eine große Belohnung eines Wachthabers rechnen kann. Wie wird sich dieser Mensch in diesem Collisionssalle benehmen? Er wird sich bald entscheiden. Da er einseht, daß sein Moralprincip hier keine Anwendung leidet — denn wenn er ein Märtyrer der Wahrheit wird, was hülfte es ihm, wenn auch einst seine Unschuld und Tugend erkannt würde? — so wird er nicht anstehen, aus Selbstliebe, aus vorgespiegelter Pflicht der Selbsterhaltung, meinelbig zu werden; und dieses Vergehen bleibt für ihn vielleicht sogar für immer ohne Gewissensscrupel.

Alle Menschen lieben sich selbst recht herzlich und suchen leider nur mit zu erpichtem Eifer ihr Bestes. Aber wie wenige von ihnen lieben in der Tugend sich selbst, und suchen in der Tugend ihr Glück. Schon diese allgemeine Erfahrung beweist das Mißliche jenes Principis.

Die Selbstliebe würde nur dann als hinreichendes Motiv zur Tugend aufgestellt werden können, wenn die Tugend unter der Mehrzahl der Menschen schon herrschte. Dann würden die Uebrigen von selbst einsehen, daß ohne die Tugend nicht fortzukommen und gar kein Glück zu machen sei.

In einer so verderbten Welt, wie die unseige, wo Keiner dem Andern ein Gewissen zu traut, ist für den Eigennutz derer schlecht geforgt, die das Glück durch die Tugend fesseln wollen. Macht erst die Gerechtigkeit überall herrschend, damit die Tugend immer belohnt und geübt, das Laster immer bestraft und verachtet werde, und dann ruft dem Böbel zu: Liebet die Tugend aus Selbstliebe! Große Seelen bedürfen weder in dieser verderbten, noch in einer verbesserten Welt dieses Antriebs; sie würden sich entehrt fühlen, wenn man ihnen die Tugend bloß deswegen em-

pföhlte, weil sie lohnte. Die Tugend lohnt nun einmal nicht immer im Sinne des gemeinen Hausens; aber sie macht immer den Menschen zufrieden, abgesehen von allen Folgen, die sie hat, und wer zufrieden ist, der ist bezahlt genug.

Die Selbstliebe kann Verbrechen verhindern, zu Beobachtung des äußern Wohlstandes (decorum) bestimmen und allenfalls zu solchen kleinen Tugenden leiten, deren Früchte sich voraus berechnen lassen. Sie ist das Princip gewisser politischer Local-Tugenden. Zur Tugend im Allgemeinen aber kann sie nimmer erheben, weil jene ein Feld ist, dessen Ertrag oft gerade da, wo man am meisten säete, den ökonomischen Berechnungen der Selbstliebe und des Eigennutzes am wenigsten entspricht.

Nach die von jenem Glückseligkeits-Princip abgeleitete und als edleres Motiv der Tugend gepriesene, als höherer Zweck der Selbstliebe betrachtete Gemüthsruhe, erwidert der Tugend nur wenig Bekehrer. In einer Welt, wo fast Niemand Bedenken trägt, seinen Nachbar auf seine Art zu betrügen, erlaubt sich auch der, dem die Gemüthsruhe theuer ist, leicht eine Täuschung, indem er sein Gewissen damit beschwichtigt, daß er von hundert Andern auf weit größere Art betrogen und hintergangen worden sei, und daß es die Nothwendigkeit erheische, seine Moral ein wenig nach der Moral der Menge zu modificiren, wenn man in dieser Welt nicht auf alle Vortheile verzichten und unterliegen wolle. — Fragt einmal den Rebilden, der sich durch strenge Gewissenhaftigkeit um seinen ganzen Wohlstand brachte und dessen Kinder heute vergeblich nach Brodt schreien, ob dies seine Ruhe und Zufriedenheit nicht mehr ädre, als ihn das Bewußtsein beunruhigen würde, Leute betrogen zu haben, die es wegen eigener Betrügerien verdienen, betrogen zu werden, und die an seiner Stelle nicht unterlassen haben würden, ihn zu betrügen? Wenn er aufrichtig ist, wird er gestehen, er bereue seine Gutmüchigkeit und strenge Ehrlichkeit, er werde künftig nur so weit ehrlich seyn, als es ihm Zeit und Umstände gestatten und so weit es die Menschen zu verdienen schienen. Dies ist die Sprache der Selbstliebe.

Man überzeuge sich also, daß es nicht nur möglich, sondern sogar gefährlich sei, die Selbstliebe als Haupt-Princip der Sittlichkeit und Tugend zu empfehlen, indem nichts an der Tugend öfter irre macht und leichter von ihr abführt, als der Grundsatz der eignen Glückseligkeit.

Man suche die Selbstliebe der Menge für die Tugend zu interessieren, um der Schwachen willen, die sie noch nicht um ihrer selbst willen lieben; aber man schicke immer ein höheres, haltbareres Princip der Tugend vorans, das unbedingt für alle Fälle des Lebens, ohne Ausnahme, paßt und durch seine Berechnungen und Vorspiegelungen der Selbstliebe — die ohnehin in ihren Speculationen sich so häufig irrt — geschwächt oder umgestoßen werden kann.

Theoph. Freywald.

Das Ermen.

(Fortsetzung.)

Mein künftiges Leben, ohne dieses Mädchen, war mir ein Lüding. Und doch war keine Möglichkeit, an den Besitz dieses Engels zu denken. Das Mädchen erbt einmal ihre fünfzig bis sechs zigtausend Thaler, war aus der ersten Familie des Landes, und konnte auf die Hand des vornehmsten Mannes im Staate Ansprüche machen, und ich war Wärter, Gefangener. Ach, dieß Gefühl drückte mich schwerer nieder; als alle Fesseln. Die Vertraulichkeit, mit der Sophie sich an mich angeschlossen, brachte mich erst bis zur Verzweiflung. Hätte sie mich in den Schranken meines bürgerlichen Verhältnisses gehalten, wäre sie höchstens artig, herablassend gegen den jungen Mann gewesen, der mit seinem bishen Wissen und mit seinem persöhnlichen Attachement die Aufmerksamkeit ihrer gütigen Pflegerinnen auf sich gezogen hatte, so wäre ich in meiner Sphäre, in der Sphäre eines ausgezeichneten Hausoffizianten geblieben; allein sie zog mich höher hinauf. Ich ward durch den täglichen Umgang mit ihr der Freund vom Hause, der Halbbruder von ihr. Ich las ihr und den Alten im Winter vor, ich begleitete sie auf dem Fortepiano mit meiner Violine, die ich ziemlich gut spielte, auf ihren Betrieb mußte ich mit der Commandantinn Schach, und mit dem Alten Billard spielen. Auf ihre Veranlassung mußte mich die Alte wöchentlich einige Male auf die Sternwarte mitnehmen, und mir in der mir damals widrigen Astronomic Unterricht erteilen. Dafür mußte ich ihr und dem engern Ausschuß der Offiziere von der Festung den ganzen Winter über Vorlesungen über die Botanik halten; Sie und das Mädelchen besuchten mich einmal über das andere mit Birsen, Tabackbeuteln, gestickten

Tüchern, fein genähten Jabots u. d. m. Kurz, sie wußte mich immer mehr und mehr in Beziehung zu setzen, und von dem allen sah ich keinen andern Zweck, als mir die Unmöglichkeit ihres Besizes desto fähbarer zu machen. Ich ward über mein Geschick nach und nach unmüthig. Unerfüllbare Sehnsucht ist ein tödlich schleichtendes Fieber. Ich sah jetzt Sophien mit verzehrenden Blicken an. Sie war und blieb mir ein fremdes Heiligtum. Ich kämpfte mit meiner unglücklichen Leidenschaft. Ich sagte mir täglich, daß ich ein Thor sey, daß ich den Zanbergedanken ihres Besizes nie in mir Wurzel fassen lassen dürfe. Aber ich konnte nicht. Unwillkürlich trat in meinem Benehmen zu ihr, an die Stelle meiner sonstigen Ruhe, meiner Haltung, jetzt eine Höflichkeit, ein Vergessen meiner selbst, das ihr auffallen mußte; denn sie erröthete jetzt, wenn ich sie ansah, sie schlug das Auge nieder; wenn sie meinen flammenden Blick fühlte; sie ließ mich mit ihr so oft allein zu seyn, als sie sonst gewesen war. Jetzt war ich namenlos elend, denn sie hatte mich mein eigentliches Verhältniß zu ihr fühlen lassen. Sie liebte mich nicht. Ich sank in immer tiefere Schwermuth; wir sprachen einander weniger. Ich zitterte im Innern, wenn sie mich bei Tische, in Gegenwart Anderer anredete.

Einmal, es war gerade der erste Weihnachtsfeiertag, stand ich im Gewächshause, und beschäftigte mich eben mit zwei schönen hohen Myrthenbäumen, da kam die Commandantinn zu mir.

„Was sehest Du?“ sagte die Alte mit ihrem sanften, theilnehmenden Tone, der jedem Leidenden, den sie fragte, das versteckteste Herz augenblicklich entfallen mußte. „Du hast jetzt etwas. Sag mir es.“

„Frau Commandantinn!“

„Keine Umschweife, Heinrich! Ich bin eine alte Frau, mein lieber Sohn. Man hat mir schon manches vertraut, und ich habe oft Rath gewußt. Kann ich Dir helfen?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Du hast Kummer. Ich habe Dir neulich hier durch die Glasfenster wohl zugehört. Du begostest dort Sophiens Rosenstock. Da entfielen Dir zwei große süße Thänen. —

In meinem Hause darf Niemand weinen. —

Was sehest Du? Wird Dir Dein Leben hier auf der einsamen Festung schwer? kann mein Alter etwas für Dich thun?“

„Ach nein, nein, meine gütige, meine gnädige

Frau! Wie kann nichts, nichts helfen, als der Tod; als ein recht geschwinder Tod!"

Was? Heinrich? was sagst Du? hast Du keine Gottesfurcht im Herzen? Glaube mir, Heinrich, ich habe manchen bitteren Tag erlebt. Mein Alter war sonst ein bischen heftig und wunderlich. Und als mir Gott mein Liebste, meinen einzigen Sohn nahm, da brach mir das Mutterherz; da habe ich wohl unten im grünen Grunde manche Stunde im Stillen geweint. Aber gemurret habe ich nie. Gemurret gegen Gott, Heinrich, habe ich nie. Der Gott, der Myriablen von Sternen ihre ewige Bahn weiß, der weiß, was uns gut ist. Sieh, ich bin alt geworden, und habe das Leben immer noch lieb. Ich bitte Gott täglich, daß er mir nur so lange mein Leben noch frische, bis ich meine Sophie an der Seite eines wackern Mannes weiß, dann will ich mit Freuden sterben, denn ich möchte meinem Alten gern vorangehen; den zur Ruhe geleiten zu müssen, und dann allein hier zu sein, nein lieber Gott, das lege mir nicht mehr auf!"

Die Alte war sehr bewegt. Sie weinte.

„Versprich mir,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „versprich mir, Heinrich, so einem unchristlichen Gedanken, wie Du da vornhin hattest, nicht wieder Raum in Deiner Seele zu geben. Nun — kannst Du es mir nicht sagen, was Dir fehlt?"

„Nein, gnädige Frau, ich kann nicht.“

„Denn zu wem man kein Vertrauen hat, von dem bleibt man immer entfremdet. Du bist mit Sophie vertraulicher. Ich werde Dir diese schicken. Diese soll Dich fragen, und da wollen wir sehen, ob wir nicht helfen können.“

„Im Gotteswillen nicht; nur diese nicht.“

„Nur diese nicht? Nur diese nicht? hat Dir Sophie etwas zu Leide gethan, Heinrich?"

„Ach nein, nein. Aber fragen Sie mich nicht, lassen Sie mich nicht fragen. Ich will Ihnen,“ setzte ich in der Angst meines Herzens hinzu, „in vierzehn Tagen alles selbst sagen.“

„Nun, so lange kann ich wohl noch warten,“ sagte die Commandantinn und ging, nicht recht befriedigt über den Erfolg ihres Examins, zum Wachshause hinaus.

„Du mußt fort, fort von hier,“ stürmte es laut in mir auf, als ich allein war. „Das ist Deine einzige Rettung. Sophie wird einem Manne zugeführt werden, an dessen Seite wird sie den Grausen kein verlassen. Du wirst sie hinabgehen sehen, an der Hand eines andern, und dann Dein Leben hier in den einsamen Mauern verjammern.“

Zum Glück hatte ich mir, ohne in jenem Augenblick an meine Flucht zu denken, vierzehn Tage Zeit ausgeben. Diese konnte ich anwenden, um mich zur Flucht vorzubereiten. Ich stürzte hinunter in den Garten. Ich untersuchte die Mauern. Sie waren alle unübersteiglich hoch, und von ihrer Höhe konnte ich auf ihre Stärke schließen. Wollte ich binnen vierzehn Tagen durchbrechen, so hatte ich volle Arbeit; denn ich konnte kaum täglich einige Stunden arbeiten, weil ich immer um die Alten oder im Wachshause seyn mußte. Denselben Abend erzählte ich bei Tische, daß ich Spaliere an der Gartenmauer anlegen würde; unter diesem Vorwande konnte ich an der Mauer hämmern, so viel ich wollte. Im Winter kam kein Mensch in den Garten. Am Tage vor dem Spivestabend hatte ich mich schon zwei Fuß tief in die Mauer gearbeitet. Weiter kam ich nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagesbegebenheiten.

Miszellen.

Seit einigen Wochen ereigneten sich kurz hintereinander einige Unglücksfälle in der Gegend von Nürnberg. Zwei Mannschaften waren entrannt; ein dritter, der ebenfalls ins Wasser gefallen war, wurde noch gerettet. — Ein Knabe, der einem Weibe etwas aufheben wollte, starb plötzlich. Keine andere Verletzung war sichtbar. — Ein anderer Knabe, der bei großer Eiligkeit ins Wasser gerieth, behielt sich wieder in einem Zustand von Stumpfheit. — Ein Dandeeer verunglückte.

— In Paris lebt ein abgebanter Officier seit 4 Jahren mit einem Mädchen in geheimer Verbindung, und hatte mit derselben ein Kind erzeugt, das sie, weil beide kein Vermögen hatten, in das Hinstelhaus schickten. Vor einige Zeit wurde das Mädchen von einem begüterten Handwerker aus Paris gekauft. Sie willigte ein und kündigte ihren Vorgesetzten an. Dieser war, als ob er einwilligte, und bat sie, ihn doch mit ihrem Vermögen bekannt zu machen. Sie lud beide zum Essen ein. Nach Tische wurde der Officier ernsthaft, fragte das Mädchen, ob es fest entschlossen sei, zu bleiben, und da sie es bejahte, zog er einen Dolch, schloß dem Vermögenden, brachte auch dem Mädchen ein, wiewohl nicht tödtlich, Wunde bei, und schloß sich zurück.

— Der Pariser Reizende vom 18ten Nov. enthält eine ausführliche Beschreibung einer neuen Methode, die Stillpille zu heilen, welche der Docten der medizinischen Fakultät in Montpellier, Dr. Damas, in der Sitzung der ersten Klasse des Institutes in Paris am 21. November 1810 vorlas.